

INTERVIEW

„Ich habe noch die eine oder andere Idee“

Peter W. Klein ist Unternehmer, Kunstsammler und Marathonläufer mit Wohnsitzen in Nussdorf und New York. Auf seinen Festen spielen die Beach Boys oder The Marmalade live. Der Staatsmann Egon Bahr war in Kleins privater Kunsthalle, um sich ein besonderes Werk anzuschauen. Ein Gespräch über Träume, Adrenalin und australische Ureinwohner.

EBERDINGEN-NUSSDORF

FRAGEN VON PHILIPP SCHNEIDER

Herr Klein, in Ihrem Kunstmuseum „Kunstwerk“ in Nussdorf haben Sie rund 400 oft großformatige, bunte Werke zeitgenössischer Aboriginekunst zusammengetragen, von denen Sie Teile gerade ausstellen. Worin liegt das Besondere dieser Kunst?

Ich habe Ende der 90er Jahre angefangen, Aboriginal Art zu sammeln, nachdem ich gerade eine Firma in Melbourne gegründet hatte. Was mich schon damals an Aboriginal Art faszinierte – und heute noch tut – ist dieses Haptische, dieses Ehrliche, das Authentische. Für die Aborigines ist der Prozess des Malens viel wichtiger als das, was dabei herauskommt. Wie schon zu Beginn der Malbewegung in den 70er Jahren beziehen sie sich auf ihr Land, auf dessen Schöpfungsmythos und seine identitätsstiftende Kraft.

Warum wurden Sie damals belächelt, als bekannt wurde, dass Sie sich für die Kunst der australischen Ureinwohner interessieren?

Alle haben gesagt, der Herr Klein sammelt jetzt Volkskunst. Heute ist längst belegt, dass Aboriginal Art mit zeitgenössischer Kunst absolut vergleichbar ist. Und deswegen bin ich froh, dass ich auf meinem Weg geblieben und meinem Instinkt gefolgt bin.

Wie können Sie als Sammler verhindern, dass die Künstler ausgebeutet werden?

Es liegt nur ein bisschen in unserer Hand. Die Malerinnen und Maler arbeiten draußen im Outback. Dann gehen die Arbeiten in ihre Community, die meistens von Weißen betreut wird. Sie werden katalogisiert und zertifiziert und wandern in die Galerien nach Sydney oder Melbourne. Ich kaufe nur zertifizierte Arbeiten, und wenn ich genau weiß, dass sie im Outback gemalt wurden. Danach geht das Geld zurück an die Community, die es so verteilt, wie es die Aborigines brauchen. So ist es eine faire Angelegenheit.

Sie sind eigentlich Unternehmer, haben in Nussdorf die Rectus AG, einen Hersteller von Verbindungselementen, groß gemacht und 2007 verkauft. Wie sind Sie in die Kunstwelt geraten?

Wir haben Ende der 70er Jahre ein Bürogebäude umgebaut. Mein Architekt sagte damals zu mir: „Herr Klein, wir müssen in diesem Gebäude unbedingt Kunst ausstellen.“ Ich dachte damals an Kunstkalender, aber das hat er natürlich sofort verneint.

Wie ging es weiter?

Er hat mich auf eine Vernissage in der Nähe von Pforzheim mitgenommen. Dort habe ich den Maler Wolfgang Kappis getroffen und ein Bild gekauft. Für mich war allerdings der ausschlaggebende Moment die Begegnung mit dem Künstler. Ich war so fasziniert von seiner Lebensweise und seiner Einstellung zum Leben, dass ich meiner Frau Alison gesagt habe: Diese Szene müssen wir kennenlernen.

Hatten Sie Schwellenangst?

Nein, hatte ich nie. Als Unternehmer war ich mit vielen Dingen konfrontiert und oft im Ausland bei meinen Firmen und Kunden unterwegs. Da verliert man die Schwellenangst automatisch.

Hat es Ihr Selbstbewusstsein auch gestärkt, dass Sie als junger Mann vor dem Studium ein Jahr lang durch Amerika getrampt sind?

Die Tour hat mich fürs Leben geprägt. Ich habe angefangen in Chicago und bin dann kreuz und quer durch die USA, Ka-



„In Nussdorf wissen die Menschen, dass ich Dinge mache, die manchmal ungewöhnlich sind“: Peter W. Klein im Depot seines Kunstmuseums, in dem Platz für gut 2000 Arbeiten ist. Foto: Karin Rebstock

nada und Mexiko gereist. Da erleben Sie die unglaublichsten Sachen.

Sie gelten in Fachkreisen als einer der 200 bedeutendsten Sammler zeitgenössischer Kunst weltweit. Ihre Sammlung umfasst mehr als 2000 Werke. Was bedeutet Ihnen diese Einordnung?

Es bedeutet mir gar nichts. Die Kunst ist mein Hobby, und das lebe ich mit meiner Frau. Hinzu kommt: Wir sind beide beratungsresistent und sammeln nur das, was uns anspricht – unabhängig vom Trend oder vom Namen. Was uns ganz wichtig ist: dass die Arbeiten eine Botschaft haben. Wenn wir sie uns dann noch leisten können, versuchen wir, sie zu erwerben.

Bei Ihnen findet man Anselm Kiefer, Otto Dix oder Sean Scully. Warum liegt Ihr Schwerpunkt auf zeitgenössischer Kunst?

Wir kaufen Werke aus den 60er und 70er Jahren bis in die Gegenwart. Man versteht die Kunst wesentlich besser, wenn man in der Epoche gelebt hat.

Eine starke Botschaft hat zweifelsohne auch Gottfried Helnweins „Epiphany“. Wegen dieses Bildes ist der einstige Architekt der deutschen Ostpolitik, Egon Bahr, nach Nussdorf gereist. Wie kam es dazu?

Egon Bahr war in Wien in der Albertina und wollte sich dieses Bild anschauen. „Epiphany“ zeigt die Ankunft Jesu Christi – aber umgemünzt auf die Nazizeit. Zu sehen ist der kleine Adolf Hitler, die Heiligen Drei Könige sind SS-Offiziere. Es ist ein sehr provokantes Werk. Als Bahr meine Leihgabe vor etwa zweieinhalb Jahren in Wien nicht mehr vorfand, ist er extra nach Nussdorf gekommen.

Warum wollte er es unbedingt sehen?

Es war ihm wichtig, weil er selbst jüdischer Abstammung war. Seine Frau hat mir erzählt, dass sie als junges Mädchen in Berlin miterlebt hat, wie ihr Vater von der Gestapo abgeholt worden ist. Das hat sie natürlich sehr stark geprägt.

Wie sind Sie auf das Bild gestoßen?

Ich habe es bei Gottfried Helnwein im Atelier in Los Angeles gesehen und wollte es eigentlich gar nicht kaufen, weil es mir zunächst so provokativ war. Aber es hat mich nicht mehr losgelassen. Als ich wieder zu Hause war, habe ich ihn angerufen und gesagt: Ich nehme es doch.

Wie viel haben Sie für „Epiphany“ ausgeben?

Das waren zwischen 100 000 und 150 000 Euro.

Sie sagen über sich, dass Sie Sammler sind, kein Kunsthändler. Warum nicht?

Jedes Bild hat eine Geschichte. Eigentlich hätten wir uns längst von dem einen oder anderen trennen müssen. Im Laufe der Jahre entwickelt man eine eigene Richtung. Zu Beginn haben wir alles gesammelt, was uns gefallen hat. Deswegen passen viele Arbeiten von früher nicht mehr so richtig in die Sammlung. In der jüngeren Vergangenheit haben wir uns dann mehr auf einzelne Künstler konzentriert, die wir schon immer auf dem Radar hatten. Ich bringe es im Moment noch nicht übers Herz, zu verkaufen. Alles, was wir erworben haben, ist mit Erinnerungen verbunden.

Ihr privates Kunstmuseum wird nächstes Jahr zehn Jahre alt. Warum fiel die Standortwahl auf Ihren Heimatort?

Die Zeit vergeht (Klein schmunzelt). Ich bin Nussdorfer und wollte meinem Dorf und meinen Mitbürgern etwas zurückgeben. Nussdorf sollte auf die Landkarte gesetzt werden. Wichtig war mir auch, der Landbevölkerung die Schwellenangst zu nehmen, in ein Museum zu gehen. Die Schulen sollten die Möglichkeit bekommen, sich mit Kunst auseinanderzusetzen. Das ist uns meines Erachtens sehr gut gelungen.

Wie waren die Reaktionen damals?

Hier im Dorf wissen die Menschen, dass ich Dinge mache, die manchmal ungewöhnlich sind. Ich muss ehrlich sagen,

dass ich keinen Neid oder Missgunst gespürt habe. Die Leute waren und sind hochofrend und stolz, dass es so ein Museum bei ihnen gibt.

Ist so ein Projekt nur in einem wohlhabenden Land wie Baden-Württemberg möglich?

Wir haben jedenfalls die meisten privaten Museen in Deutschland. Es gibt sehr viele Mittelständler, die Kunst sammeln oder in Kunst investieren und sie der Öffentlichkeit zugänglich machen.

Sie haben das Kunstwerk um ein Depot für rund 2000 Werke und ein Kunstcafé erweitert. Sind die Umbauten am Standort Nussdorf jetzt abgeschlossen?

Man könnte immer noch mehr machen. Es gibt da die eine oder andere Idee. Eine Residenz für junge Künstler fehlt mir noch, in der sie einige Wochen auf Einladung leben und arbeiten könnten.

Wie konkret ist die Idee?

Kommt Zeit, kommt Rat (lacht).

Ihr Leben – und das Ihrer amerikanischen Frau Alison – spielt sich zwischen Nussdorf und New York ab. Wie wichtig sind Ihnen diese beiden Pole?

Die Situation ist fantastisch. Ich bin Nussdorfer, ich war fast 20 Jahre Vorstand unseres Sportvereins. Ich unterstütze auch die Gesamtgemeinde Eberdingen mit allem, was ich kann. Andererseits ist es mir manchmal etwas zu heimelig. Dann brauche ich New York. Die Stadt ist gigantisch. Ich freue mich immer wieder, wenn ich einige Wochen in New York sein kann. Allerdings bin ich auch glücklich, wenn ich zurück in meinem Heimatdorf bin.

Was gibt Ihnen New York?

Wenn ich durch den Hudson- oder Holland-Tunnel fahre, dann ist es so, als würde man mich aufziehen, wie eine Spielzeugfigur. Ich frühstücke nicht mehr zu Hause, ich esse nicht mehr zu Hause zu Mittag oder zu Abend – ich bin die ganze Zeit unterwegs. New York hat so viel Energie, dass Sie dort nicht zur Ruhe kommen. Meine Frau und ich verbringen aber mehr Zeit in Deutschland. Auch aus steuerlichen Gründen.

Vor einigen Jahren haben Sie sich den Landsitz Glenmere Mansion im New Yorker Umland gekauft und ihn zu einem hochklassigen Hotel und Ausstellungsraum umgebaut. Ist damit ein Traum in Erfüllung gegangen?

Wir hatten Freunde, die schon immer ein Hotel betreiben wollten. Als sie dann auf dieses 65 Hektar große Anwesen im toskanischen Stil gestoßen sind, haben sie uns gefragt, ob wir investieren wollen. Nach langem Zögern haben wir das gemacht und das Anwesen gekauft und renoviert. Heute ist es ein kleines Relais-&Châteaux-Luxushotel, in dem Robert Redford, Justin Timberlake oder Bill und Hillary Clinton übernachten.

Und was für Kunstwerke sind dort zu sehen?

Wir haben viele amerikanische Künstler wie Robert Rauschenberg ausgestellt, aber auch den Iren Sean Scully.

Was kann die deutsche Kunstwelt von den USA lernen?

Wenn ich mir die amerikanischen Museen anschau, wie die das Mäzenatentum pflegen, muss ich sagen, dass deutsche Einrichtungen ganz schön bieder wirken. Es ist höchste Zeit, dass auf diesem Feld etwas gemacht wird. Wir wissen ja, dass die Budgets der staatlichen oder städtischen Museen nicht mehr größer werden, eher das Gegenteil ist der Fall. Wenn da in Zukunft nicht wohlhabende Menschen einspringen, bekommen viele Museen große Probleme.

Sind die Denkweisen in den USA und Deutschland bei diesem Thema zu unterschiedlich?

Die Kultur ist eine andere. In den USA ist es selbstverständlich, dass man Museen, Institutionen, Schulen oder Hochschulen fördert.

Sie haben mit Ihrer Frau eine Stiftung gegründet, die sich für Sport, Bildung und Kultur einsetzt. Warum spielt soziales Engagement eine wichtige Rolle für Sie?

Ich persönlich finde, dass man als Unternehmer eine Verantwortung gegenüber der Gesellschaft hat. Ich war sehr erfolgreich, aber nur durch meine Mitarbeiter. Für mich war es eine Verpflichtung, etwas zurückzugeben. Das habe ich gemacht, indem ich das Museum gebaut und die Stiftung mit fünf Millionen Euro gegründet habe. Wir haben uns ganz bewusst auf die Region beschränkt. Es war uns klar, dass wir nicht die Welt retten können. Aber wir können zumindest vor unserer Haustür etwas tun und schauen, dass es da vernünftig zugeht. Da ich selber Sportler bin, war es mir ein Anliegen, im Sport unterstützend zu wirken.

Was machen Sie konkret?

Wir unterstützen zum Beispiel fünf Volksläufe in der Region. Es ist uns gelungen, durch unsere Aktion im vergangenen Jahr mehr als 1800 Schüler zum Laufen zu bewegen. Wie haben wir das geschafft? Wir haben alle Schulen der Umgebung angeschrieben mit dem Vorschlag, für jeden startenden Schüler fünf Euro an die Schule zu überweisen. Vor dieser Aktion waren es maximal 200 Schüler, die gelaufen sind.

Im November steigt in New York wieder der legendäre Marathon – mit Peter W. Klein?

Selbstverständlich, ich laufe dieses Jahr zum 27. Mal mit. Im April steht in Leipzig mein insgesamt 98. Marathon auf dem Programm, danach geht es weiter zum Bergmarathon nach Liechtenstein. Für meinen 100. Start haben wir uns etwas Besonderes einfallen lassen: einen offiziellen Marathon auf der Nussdorfer Gemarkung.

Was macht ein durchgestandener Marathon mit einem Menschen?

Ich habe festgestellt, dass zwei Herzen in der Brust schlagen. Die eine Seite flüstert dir zu: „Hör auf, du bist verrückt.“ Die andere Seite sagt: „Mach weiter, mach weiter.“ Wenn man dann das Ziel erreicht, ist es Adrenalin hoch zehn, ein Erfolgserlebnis, das ich nicht missen will.

Es heißt, Sie hätten als Unternehmer Ihre Mitarbeiter zum Laufen animiert. Warum?

Ich habe damals in Nussdorf mit einem Freund den Lauftreff gegründet, bei dem auch sehr viele Mitarbeiter mitgelaufen sind. Man sagt ja: Ein gesunder Geist steckt in einem gesunden Körper. Das ist eine Tatsache, so ist es einfach.